Schlagende Wetter!

Erzählung aus Mainzer alten Tagen von A. Nordau.

(A. Hinnius.)

(20. Fortsetzung.)

Im Lagerleben, mit den Kameraden zusammen, war er ein finsterner, schweigender Mann, doch wenn die Alarmglocken erklangen, die Kartäuser donnerten, wenn das Gewehrfeuer knatterte, dann war es, als sei ein Feuergeist über ihn gekommen, eine Obinsflamme, die ihn emportrug zu Bahalls Gefilden. Dann bligten die dunklen, adlerartigen Augen, die bleichen Wangen rötheten sich, und er hob sich höher im Sattel empor. Den Säbel in der Faust, preschte er mitten in die Feinde hinein, rüchschlos alles niederbreitend, was sich ihm in den Weg stellte.

Aber so oft ihm auch das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, so oft er scheinbar im wilden Schlachtfeldgümmel sich verlor, immer wieder kehrte er unverwundet zu den Seinen zurück. Es war, als wenn er den Tod suchte und ihn doch nicht fand; der Mann mit der Spitze schien ihm zu verschmähern, er fand tausendfach andere Opfer, nur ihn nicht.

Bald verband sich mit seinem Namen eine fast abergläubische Zuversicht, seine Leute folgten ihm in Gefahr und Tod, mit der festen Ueberzeugung, daß ihnen im Gefolge des Greiffenklau die feindlichen Geschosse weniger anhaben könnten als unter einem anderen Führer, und es wurde fast zum Sprichwort: „Wo der Greiffenklau reitet, da ficht hinter ihm der Erfolg im Sattel!“

Die Greiffenklau hatte immer Gefangene gemacht, Adler oder Geflügel erobert. In der Schlacht an der Rabach, da galt es, eine wichtige Nachricht von Feld Blücher an Langeron, den Oberbefehlshaber der Russen, zu überbringen. Es war fast ein Todesritt für den, der sie übernehmen sollte, denn es ging mitten durch die Feinde.

Blücher görgerte lange, ehe er sich für einen von den vielen, die sich dazu meldeten, entschied. Da kam der Greiffenklau heran. Und wie er die martige Gestalt auf dem Falben sah, den Hüfarenfuchto mit dem Todentopfe tief in die finstere Stirn gedrückt, wie die kühnen Augen sich fest auf ihn richteten, eine Erscheinung aus Stahl und Eisen, da sagte er: „Wenn's einer kann, so kann es der Greiffenklau!“

Und lange sah er dem kühnen Reiter nach, wie er, den Pelz auf der Schulter, dahinlog, als wenn die Hufe seines Pferdes den Erdboden kaum berührten. Greiffenklau war wirklich mitten durch die Feinde geritten, er hatte sogar ein tollkühnes Reiterstück ausgeführt.

An einer Waldflöße, wo ein französisches Artilleriekommando abwarten will, sprang plötzlich ein Reiter, Mann und Roß, über ein Gefäß hinweg, so daß der bedienenden Mannschaff vor Entsetzen die Haare zu Berge steheten.

Das war der Teufel oder eine Spulgestalt, einer von den Gefallenen auf dem Schlachtfelde, die ehrliebe Soldaten öffnen wollen!

Und wie die Leute sich von ihrem Staunen und Schrecken erholt haben und sich anschauen, ihm einen feurigen Gruß nachzulenden, da sehen sie ihn in der Ferne verschwinden wie ein Nebelgespenst.

„Weiß Er wohl, daß Er unverantwortlich gehandelt hat, daß Er eigentlich vor ein Kriegsgericht gestellt werden müßte?“ sagt Held Blücher später zu Greiffenklau, als er von der tollkühnen That erfahren hat. „Man bringt wichtige Depeschen, die einem anvertraut sind, nicht unnötig in Gefahr, und spart sich Reiterkunststücke für den Frieden aus.“

„Excellenz“, erwidert Greiffenklau dem Feldmarschall in seiner gewohnten Art, „ich hätte den Wald umreiten können, aber dann wären die Depeschen eine Viertelstunde später in General Langerons Hände gekommen; so wählte ich den kürzeren Weg.“

Er sagte das, als wenn es sich um etwas ganz Alltägliches handelte, etwa wie jemand, der bei einem Spaziergang einen angenehmen Weg gewählt hat.

„Der Stern hat den Deibel im Leibe!“ sagte Blücher später von Greiffenklau.

Endlich ist Napoleons Stern im Niedergang begriffen, um sich niemals wieder zu seinem vollen Glanz zu erheben.

Wartenburg, wo York sich den Uebergang über die Elbe erzwingt, ruft ihm ein warnendes Halt! zu, dann kommt Leipzig, die Völkerschlacht.

Nach dreitägigem, schwerem Ringen ist endlich der bisher Unüberwindliche niedergeworfen.

Diesmal ist es nicht ein mörderisches Klima, das seine Seeräulen besiegelt, wie man ihm nach dem russischen Feldzug siebenerzig zugerufen hat, sondern der ehrliebe Kampf, Mann gegen

Mann. Als am 18. October die Abendthür über der Wallstatt niederfiel, kann es sich selbst Napoleon nicht mehr verhehlen, daß der verhängnisvolle Tag ihm eine vollständige Niederlage gebracht hat.

Bei der Windmühlentrümme auf dem Thonberg sah der Kaiser auf einem hölzernen Schemel, bis aufs Äußerste erschöpft und ermattet von den Aufregungen und Anstrengungen der letzten Tage. So sinkt er in leichten Schlummer, die Hände im Schoß gefaltet, ein todmüder Mann, unter der Bürde des Mißgeschicks fast erliegend.

Berthier diktiert beim Schein des Wachtfeuers seinem Adjutanten die Rückzugsbefehle, und die übrigen Generale umfliehen in düsterem Schweigen das Feuer, während die in voller Auflösung der Flucht begriffenen Völkerschaaren vorübertraufen.

Ob Napoleon jetzt endlich an die rächende Nemesis glaubt? Ob er wohl die bittere Ironie des Schicksals empfunden, als er die Nacht vom 18. zum 19. October am Kopfkissen in Leipzig im König von Preußen zugebracht hat?

Am Morgen des 19. October begiebt sich Napoleon durch das Grimmasche Thor nach dem Apellischen Hause, wo der König von Sachsen, sein Verbündeter, sich aufgehalten hat. Noch einmal beginnt der Angriff der verbündeten Waffen auf die Vorstädte von Leipzig.

Kaiser Alexander und der König von Preußen halten jetzt auf Napoleons gestrigem Standort, dem Thonberg, und während Schwarzenberg die Südseite, Bernadotte und Bennigsen die Ostseite Leipzigs in Angriff nehmen, während die Esterbrüde in die Luft gesprengt wird, befragt der Kaiser vor dem Apellischen Hause sein Pferd zur Flucht.

Er hat sich mit seinem Gefolge schräg über den Markt der Hauptstraße zugewandt; doch diese ist mit Kanonen, Pulverwagen und Fouragieren vollständig gesperrt. Einen Moment ruht der Kaiser, dann wendet er sein Pferd, um durch die Klosterstraße das Peterssthor zu gewinnen.

Bis jetzt ist er durch die Straßen Leipzigs geritten, als wenn er zu einem Spazierritt, nicht zur Flucht sich rühte; niemand soll ahnen, wie es in seinem Innern ausficht. Erst vor dem Thor ankommen, steht er seinem Pferde die Sporen in die Weichen. „En avant!“ ruft er seinem Gefolge zu.

Da steht plötzlich vor ihm wie aus der Erde gewachsen ein Offizier von den Todentopf-Husaren.

„Halt“, ruft er, „halt, Sie sind mein Gefangener, Sir!“

Es ist ein gebräuntes, wetterhartes Gesicht, ein Gesicht, das der Kaiser schon öfter gesehen hat, er kennt den Blick der ablerartigen Augen.

Ein kleiner Reitertrupp, der seinem Führer gefolgt ist, hat den Kaiser umzingelt und ihn von seinem Gefolge abgedrängt. In allen diesen Gesichtern liegt unerschütterlicher Muth, der vor nichts zurückschreckt.

Der Kaiser erbleicht, als er in diese todesmuthigen Gesichter, als er ihren Führer sieht, der wie aus Erz gegossen vor ihm steht. Ihm ist zu Muth wie in jener Schneefurmnacht auf dem Rhein, er glaubt wieder das Rauschen schwerer Schicksalsflügel zu vernehmen.

„Ist das Dein Dank, Schurke, daß ich Dir einst Dein elendes Leben geschenkt habe?“ ruft er.

„Nein, Kaiser Napoleon, es wird Dir kein Haar gekümmert, aber Du mußt unschädlich gemacht werden, daß Du nicht neues Unheil über die Menschen bringst!“

„Wahnsinniger!“ Der Kaiser reißt seinen Dean aus der Scheide.

Da tracht ein Schuß, und der Todentopf-Husar sinkt mit durchbohrter Stirn rückwärts vom Pferde.

Zenes einst gesprochene Wort Napoleons: „Hüten Sie sich, daß Sie mir nicht zum dritten Mal feindlich gegenüber treten!“ hat sich bewährt, Greiffenklau ist daran untergegangen.

Ein kurzes Scharmügel, dann sind die wenigen Reiter auseinandergepresst, der Kaiser zieht unbehelligt seines Weges.

Als später Blücher, vom Schlachtfeld zurückkehrend, sich dem Peterssthor näherte, sah er auf einem Haufen von Leichen einen Todentopf-Husaren.

„Ist das nicht der Greiffenklau?“ fragte er seinen Adjutanten.

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Schade um ihn, er war ein ganzer Mann. Sorgen Sie dafür, daß er ein ordentliches Begräbniß erhält.“

Das war der ehrenvolle Nachruf, den Franz von Greiffenklau aus dem Munde eines Helden erhalten konnte.

***

Doch noch will Napoleon es nicht glauben, daß sein Stern am Erblei-

chen ist, er rafft noch einmal alle Streitkräfte zusammen und wirft sie bei Hanau den Bayern entgegen.

Umsonst! Als ein völlig geschlagener Mann kommt er nach Mainz zurück, zum letzten Mal im Leben. Und hinter ihm kommen gespenstische Schaaren, ein so grauenvolles Heer, wie es die schwärzeste Phantasie nicht schwärzer ausmalen kann.

Siebt es Niemand, dem ihm beim Anblick dieser Jammergehalten mit den höhligen Gesichtern, den eiternden Wunden, den von der Kriegspest Befallenen, die sterbend am Wege liegen, zurecht: „Das ist Dein Werk, Du hast all dies Elend heraufbeschworen, Du allein, und warum? Nur, um Deinem unerfätlichen Ehrgeiz zu fröhnen!“

Nein, das sagt ihm Niemand, und er selbst sagt es sich am wenigsten. Er denkt nur an sich, in dem Denken und in diesen großen Geistes hat nichts anderes Raum als er selbst.

Das goldene Mainz, die Stadt des frohen Lebensgenusses, ist nicht wiederzuerkennen. Ueber die Brücke von Raftel nach Mainz wälzt es sich in endlosen Schaaren, daß die Posten tief in's Wasser niedertraufen.

Man hatte in den letzten vierzehn Jahren viel schwere Zeiten durchmachen müssen, aber der größte Jammer, das furchtbarste Elend brachte der Herbst und Winter des Jahres 1813 und 1814 den unglücklichen Bewohnern von Mainz. Durch die Stadt schlich das furchtbare Gespenst der Kriegspest, und bald gleich Mainz einem großen Lazareth.

Im kurfürstlichen Schloß, in dem schönen Gouvernament, in allen öffentlichen Gebäuden und Kirchen lagen die Erkrankten, die Sterbenden und Todten bunt durcheinander auf faulendem Stroh, weil es an Mitteln gebrach, ihnen die nöthige Reinlichkeit und Pflege anzubringen zu lassen. Gewaltig erzwangen sie sich den Einlaß in die Bürgerhäuser, weil die zu Lazarethen eingerichteten Gebäude nicht mehr ausreichten, und oft wartete auf der Straße ein Todtranker, hoffend, daß sein Kamerad, den er drinnen im Hause wachte, ihm durch den Tod Platz machen werde.

Am Rheinufer lagen die Todten reihenweise in stummer Nachbarschaft nebeneinander, wie sie sich zum Sterben niedergelegt, oder wie man sie dorthin geschickt hatte, bis die Wellen des Stromes ihre Körper forttrügen, dem Meere zu.

Neunzehntes Kapitel.

Wie ein erwärmender Sonnenstrahl hatte die Nachricht das Falk'sche Haus durchleuchtet, daß Erwin, der einzige Sohn und Erbe, lebe, daß er bis jetzt aus den Gefahren des russischen Feldzuges glücklich herorgegangen und sich auf dem Rückmarsch befinde.

Da waren alle Sorgen um Hab und Gut, um das tägliche Leben vergessen über dem unendlichen Glücksgefühl, das das Herz des Vaters durchzitterte.

Was galten ihm, der mit unermüdlicher Sorgfalt Reichthümer gesammelt hatte, alle Güter der Welt, gegen diese eine Nachricht! Er dachte nicht mehr daran, daß er aufgehört hatte der reiche Herr Falk zu sein, Erwin lebte und das war genug. Für ihn konnte er auf's neue arbeiten und sparen, sein Leben hatte wieder einen Zweck.

Und zum ersten Mal seit vielen Jahren, seit dem Tage, da seine junge Frau ihn treulos verlassen hatte, wich das Gefühl der Bitterkeit, das sein Herz erfüllte, einem lange nicht mehr gekannten Dankgefühl gegen das Geschick.

Trohbewegte reiste er nach Mey, um den Sohn wiederzusehen, denn Erwin war mit dem Russischen Korps, dem er mit den zusammengewürfelten Resten der verschiedenen Regimenter, nachdem auch sein schönes Regiment Nobelgarde völlig aufgerieben war, attachiert worden, über Koblenz dorthin dirigiert, um wieder einem neu zu errichtenden Regiment eingereiht zu werden.

Herr Falk, der, der seinen Sohn erschütterte in die Arme schloß, hätte es allerdings wohl kaum für möglich gehalten, daß aus seinem übermüthigen, leichtlebigen Erwin ein so ernstblinder, stiller Mann werden könne, dem in der kurzen Zeit das Leben seine Runenzichen auf die Stirn gedrückt hatte.

Die hagere Gestalt, das eingefallene Gesicht zeugten von den furchtbaren Entbehrungen und Strapazen, die er durchgemacht hatte. Was waren die mörderischen Schlachten Borobino, Smolensk gegen den Rückmarsch durch Rußland? Eine Kette von Schreden, von Grauen und Todesnoth.

„Ich habe liebe Kameraden“, berichtete Erwin, als er Hand in Hand neben dem Vater saß, „am Wege sterbend liegen lassen müssen; ich habe die Brücke über die Beresina zusammenbrechen sehen unter der Last der Flüchtenden, unter denen die Feuererschände des Feindes von den Höhen Sibjant's furchtbare Verheerungen verriethen; Menschen und Pferdeleiber wälzten sich in wirrem Durcheinander den Strom hinab, und aus dem schrecklichen Anäuel ruckten sich hilfebringende Hände, lönte der Todesschrei der Sterbenden, und man konnte nicht helfen.“

Und wenn ich nachts am flammenden Feuer Wache hielt, mit halb erfrorenen Händen die Gluth mit schwellendem Keißel schürend, während unter meinem Schritt der harte, befeile Boden klirrte; wenn ich dann rings um

mich her die in Erschöpfung Hingestunkenen, von elenden Flegeln umschlotterten Gestalten sah, von denen ihrer viele nicht wieder aufstanden; wenn ich die Schüffe der Selbstmörder hörte, die in der Verzweiflung Hand an sich selbst gelegt, weil sie das Elend nicht mehr ertragen konnten — dann dachte ich daran, wie übermüthig und stolz ich einst meine Vaterstadt verlassen, ich, der Sohn des reichen, angesehenen Mannes.

„Damals hatte ich mir meine Rückkehr glänzend ausgemalt, ruhmbedeckt unter den siegreichen Fahnen des Kaisers, mit dem Range eines Offiziers, ordnungsgemäß. Wie geringschätzig hatte ich auf alle, die unter mir standen, herabgesehen, mit welchem Abscheu wies ich jegliche solche Gemeinschaft zurück und lebte an thörichten Vorurtheilen. Und jetzt, was war aus allen den Träumen geworden, aus meinem schönen Regiment, auf das ich so stolz gewesen? Elende Zerrbilder des Menschthums! In solchen Stunden fühlte ich es, Vater, wie klein man gewesen, indem man sich groß dünkte, wie tief man unter denen stand, die man verachtete, weil die harte Hand des Schicksals auf ihnen lag. In solchen Stunden, wo wir, aller Außerlichkeiten entkleidet, nadt und bloß dastehen, nur der Mensch dem Menschen gegenüber, da erfahren wir erst, daß alle diese Außerlichkeiten nichts sind.“

„Ich habe mich früher oft in meinem Uebermut verfühndigt, aber sollte ich einst glücklich zurückkommen, dann will ich wieder auf zu machen suchen, was ich gefündigt habe. Willst Du mir dann kein Hinderniß in den Weg legen, Vater?“

Der Vater verstand den Sohn nicht ganz. Er entnimmt seinen Worten nur, daß Erwin schwer gelitten haben muß, wenn er zu solchen Anschauungen gekommen ist, und das schneidet ihm in's Herz.

„Natürlich, Erwin, alles, alles“, sagt er mechanisch, und denkt dabei nur, daß er den taum Wiedergesunden wieder hingeben muß, neuen Gefahren entgegen; daß ihm das Schicksal doch noch vielleicht das Schwerkere vorbehalten; die Zeit, in der er den Sohn sehen darf, ist ihm kurz zuzugesehn, dann schlägt auf's neue die Trennungskunde.

Längst war nun Erwin mit seinem neu errichteten Regiment in den letzten Kämpfen entzogen, mit denen Napoleon noch immer das Unglück, das ihm seit Moskau und Leipzig wie ein düsterer Schatten folgte, auszuhalten suchte. Wie ein sterbender Titan wehrte sich der Kaiser gegen die rächende Nemesis, die sich vernichtend gegen ihn erhoben hatte, nicht achtend des ungeheuren Elends, das er dadurch über andere brachte.

Balthasar Falk hatte nach seiner Rückkehr aus Mey die Arbeit wieder mit der alten, eisernen Energie aufgenommen. Das Schicksal hatte ihm bis jetzt den Sohn erhalten, Erwin sollte, wenn er heimkehrte, sein Vaterhaus wieder auf festern Grundlagen finden. Warum sollte mit dem Sohn nicht auch der frühere Reichthum des Hauses zurückkehren?

Aber die stolzen Hoffnungen und Pläne, die sich in ihm erregt, erblühten wieder bei den Schredensnachrichten, die sich täglich mehrien, bei dem Jammer, der seine Vaterstadt heimsuchte.

Und wenn ihn dann nachts auf seinem Lager der Schlaf floh und er mit angstvollem Herzen an den taum wiedergewonnenen, vielleicht schon wieder verlorenen Sohn dachte, dann gab es doch eine Stimme, die ihm zurannte: „Bist Du denn besser als andere? Was hast Du vor ihnen voraus? Sieh um Dich, sieh, was das Unglück von Haus zu Haus schreitet. Womit hast Du das verdient, daß Du allein verschont wirst von dem Schreden, der sich überall ausbreitet?“

Und Herr Balthasar wurde täglich bleicher und matter, und endlich entfiel die Feder seiner Hand. Er sank auf's Krankenlager. — Das Comptoir stand jetzt ganz leer, denn Arnold, sein Bruder, wurde ebenfalls von der furchtbaren Krankheit ergriffen, die überall wüthete. So war das Unglück in seiner ganzen Größe auch in das Falk'sche Haus eingezogen. Die wenigen Diensthenden, die noch im Hause gewesen, waren theils ebenfalls erkrankt, theils hatten sie, die Gefahr der Ansteckung fürchtend, das Haus verlassen.

Frau Wüß, die statliche, wohlbeleibte Matrone, war zur hilflosen Greisin geworden, denn sie wurde fast erblindet von den Lasten und Sorgen, die auf ihren Schultern ruhten.

Im Hause fehlte es jetzt am Nöthigen. Marodeurs waren als die ersten, die die Stadt nach der Schlacht von Hanau heimlich suchten, in das Haus eingedrungen, hatten weggeschleppt, was sie fortbringen konnten, und die im Keller lauernden Pflücker zerfickelten, daß der kostbare Wein in Strömen dahinsfloß.

Wer dem auf seinen Reichthum und seine Lebensstellung früher so stolzen Herrn Balthasar gesagt hätte, daß er einst kaum die nöthigsten Mittel zur Pflege seines kranken Körpers haben werde!

Da schwebte ein Engel in's Haus. Das Bettelkind, das tief verachtete, sollte die mißgönnige Hut tragen, die es empfangen hatte, tausendfach vergelten.

Frau Wüß war jetzt so hilflos wie einst das arme Kind, als Wüß bei ihr eintrat, zum ersten Mal wieder nach dem Tage, da man sie als Diebin aus dem Hause gewiesen hatte. Damals hatte sie die Räume, in denen sie so

viel Bitteres erlebt hatte, niemals wiedersehen wollen, und nun führte sie das Unglück wieder zurück, das Mißgefühl mit dem Elend.

„Billa, Kind, wir müssen viel gefündigt haben, daß uns so Schweres erlegt wird“, schluchzte die alte Frau. Da fühlte sie sich von weichen, süßenden Armen umschlungen, sanfte Trostesworte, wie sie sie lange nicht gehört hatte, tönten an ihr Ohr; und dann begann ein geräuschloses Schalten und Walten im Hause, ein Sorgen für die Kranken, wie nur Wüß es verstand. Neu belebende Hoffnung zog wieder in das Herz der armen Alten.

Aber als bei hereinbrechender Dämmerung das Mädchen sich zum Gehen rüstete, fragte sie angstvoll: „Willst Du uns wieder verlassen, Billa? Was soll aus uns werden, wenn wir Dich nicht haben?“

„Ich komme wieder!“ lautete die tröstende Antwort.

Der Baron Reisenberg war sehr entrüstet, als ihm Wüß nach an demselben Tage erklärte, daß sie ihn auf ungewisse Zeit verlassen müsse, weil sie den Falk's, ihrer früheren Herrschaft, nöthiger sei als ihm. Er hörte ihr mit grimmigen Lächeln zu, als sie ihm die traurigen Zustände im dortigen Hause schilderte und ihm begreiflich zu machen suchte, daß sein jetzt besserer Gesundheitszustand ihm die Pflegerin entbehrlich mache.

„So, meinst Du?“ sagte er, als Wüß geendet hatte. „Du denkst, ich könne mich jetzt besser bewegen als früher, weil die Schmerzen nachgelassen haben, und die Christine sei eine treue Person, die mich auch pflegen könnte. Habe ich Dich darum in mein Haus genommen, daß Du davonlaufen kannst wie es Dir paßt? Und — hielt ich Dich nicht wie eine Tochter?“ hätte er beinahe gesagt, aber er verschluckte das Wort. „Zum Henker, nein, ich thu's nicht. Was gehen mich andere Leute an!“

„Bedenken Sie, Herr, welchen Dank ich dem Hause schuldig bin. Herr Arnold entriß mich dem Elend; ich wäre verkommen, denn wer kümmerte sich damals um mich?“

Es kam wohl ein leises Schamgefühl bei diesen Worten über den Baron. Ja, wer hatte sich eigentlich um dies Kind, das ihn doch sehr nahe angegangen, gekümmert? In jener Gemeinschaft mit dem entsetzlichen alten Weibe wäre es wohl verdorben — gestorben.

Aber wie meißens solch Schamgefühl egoistisches Menschen zum Zorn reizt, so war es auch hier. Er unterdrückte die unbequeme Regung und rief ärgerlich: „Und nachher warf Dich das Krämerpad zum Hause hinaus, weil Du gestohlen haben solltest.“

Wüß zuckte unter diesen Worten, die eine noch immer schmerzende Wunde berührten, zusammen.

„Ja, ja, mein Kind, Deinen Ursprung machten sie Dir zum Vorwurf, diese hochmüthigen Spießbürger!“ (Fortsetzung folgt.)

Dandy Moden.

Ueber die Dandys einst und jetzt findet sich in einem englischen Journal eine hübsche Plauderei: Wenn man die heutigen Männer mit ihren Vorfahren vergleicht, so muß man zugeben, daß ihre Kleidung bescheidener und billiger, wenn auch nicht so malerisch ist. Man findet aber doch hier und da einen thörichten jungen Mann, dessen Geschmack ebenso extravagant ist, wie der eines Stuhlers aus der Zeit König Georgs. So sieht z. B. der Sohn eines besessenen Lords in dem Ruf, einen Anzug niemals zweimal zu tragen. Er hat einen Schrant voll Westen in allen Regenbogenfarben, von hellblau mit Silbersternen bis zu dunkelgrüner Seide mit achteckigen Goldknöpfen, von denen jeder mit einem schönen Frauenanlich bemalt ist. Ein anderer reicher Aristokrat soll so viele Anzüge und Uniformen haben, als es Tage im Jahre aiebt, und seine Schneiderrrechnung würde ausreichen, das Jahresgehalt eines Ministers zu bezahlen. Jedoch auch diese Männer sind im Vergleich mit den Dandys früherer Jahrhunderte bescheiden geblieben.

Der Carl von Nothumberland, der im letzten Theil des vierzehnten Jahrhunderts lebte, besaß allein sechzig Anzüge aus Goldtuch. Zu Chaucers Zeiten trugen elegante Männer Kleider, die so vielfarbig wie Joseph's Rod waren; während ein Bein tamoisin leuchtete, war das andere grün, blau oder gelb, ohne Rücksicht auf Harmonie oder Contrast ausgeputzt.“ Bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts kleidete sich ein Dandy noch, in einen Rod von lebhaft grüner Farbe, eine Schlarlachweste, gelbe Kniehosen und blaue Strümpfe“, und einige Jahre später trugen die Herren „einen hellgrünen Rod, dessen Aermel zu klein für die Arme und Knöpfe zu groß für die Aermel find, ein Paar Manchesterhosen, ohne Geld in den Taschen, bunteselbene Strümpfe, einen Haarschopf hinten, der größer ist als der Kopf, der ihn trägt, einen Hut von der Größe eines Sirepencelides auf einem Hutstod, der keinen Pfifferling werth ist.“

In einer eleganten Zeit trugen unsere Vorfahren, um die Worte eines Chronisten zu gebrauchen, „die Kleidungsstücke so eng auf der Haut, daß man denken konnte, sie trügen gar keine“, und zu anderen Zeiten sie sie „so umfangreich, daß ein einziger Anzug Kleidungsstücke für eine ganze Familie hätte geben können und so mit Federn ausgestopft, daß ihre Träger am ehesten wandern den Säden gleichen.“ Zu einer anderen Zeit bestand die gröseste

Mode, auf einer Person die Tracht aller Länder Europas zu vereinen; der Gut war spanisch, der Rock französisch, die Beinleider türkisch u. s. w., sodas der Träger eine wandernde Darstellug der Tracht des Continents war.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts brachte ein eleganter Mann gewöhnlich mehrere Stunden täglich mit seinem Kammerdiener zu. Zu den vielen seltsamen Thätigkeiten dabei gehörte auch das Parfümieren der Kleidungsstücke, das Malen des Gesichts, das Salben mit Del, Tinkturen, Essenz und Haarsalben.“ Einige Dandys der Zeit solen sich sogar in Wein und Milch gebadet haben, „um ihren Teint zu bewahren und ihre Kräfte zu verjüngen.“

Für die Küche.

Verbrannte Fleischspeisen zu verbessern.

Stark verbrannten Braten noch verwendbar zu machen, ist zwar keine leichte Aufgabe, aber sehr häufig gelingt es auf folgende Weise, sich vor Schaden, wenn auch nur theilweise, zu bewahren. Sobald man das Verbrannte merkt, nimmt man das Fleisch schnell aus dem Topf und schneidet rund herum alles Verbrannte sorgfältig ab, wobei man nicht allzu sparsam verfahren darf. Nun wird der Braten in warmem Salzwasser gehörig abgerieben, darauf unter der Wasserleitung tüchtig nachgespült und, knapp mit kochendem Wasser bedeckt in einem reinen Geschirre einige Minuten gekocht. Während dieser Zeit läßt man in einem frischen Bratblech, je nachdem der Braten es erfordert, Butter, Fett oder Speck heiß werden, wo solches zulässig ist, einige kleine Zwiebeln hinzu und brät dann das aus dem kochenden Wasser genommene, mit einem reinen Tuche gut abgetrocknete Fleisch auf gutem Feuer schnell ringsherum zu. Später verfährt man dann wie gewöhnlich, nur muß, weil viele Kraft des Fleisches verloren gegangen, beim Braten reichlich Fleischextrakt zugegeben werden. Bei Wildpret oder Geflügel hat es nun freilich mit dem Abschneiden der verbrannten Stellen seine große Schwierigkeit, und man muß sich dabei darauf beschränken, das Fleisch in Salzwasser abzureiben, gehörig mit kaltem Wasser nachzuspülen und in siedendem Wasser eben aufkochen zu lassen. Letzteres aber bei Wildpret nur, wo es hoch nöthig ist. Dann umbindet man das Geflügel mit frischen Scheiben von gutem Speck und brät es in gewohnter Weise fertig.

Das Beste gerade gut genug.

Was sollen wir unseren Kindern erzählen?

Biel Gutes, aber auch mancherlei Schlimmes können die Erzählungen in der Kinderstube wirken. Alle Kinder, es mag wohl nur ganz wenig Ausnahmen geben, brennen förmlich auf „eine Geschichte“. Eine kluge Mutter weiß diesen Umstand auszunutzen. Man hüte sich dabei aber vor zu aufdringlicher Moral und dore zum Schluß keine Sittenpredigt an. Das Kind denkt schon selbst über das Gehörte nach und findet den Kernpunkt heraus. Durch Frage und Antwort kann man ja etwas nachhelfen und zum leichteren Verständnis beitragen. Am vortheilhaftesten wirken Erzählungen, welche direkt aus dem täglichen Leben gegriffen sind, weil sie dem kindlichen Geiste am nächsten liegen. Dasselbe gilt von den Fabeln. Kinder lassen ja so gerne Thiere und Dinae redend und handelnd auftreten. Diese werden ihnen dadurch menschlich nahe gerückt und verständlicher. Dazu kommt noch, daß wohl in jedem Kinde die Liebe zu den Thieren und Pflanzen schlummert.

Märchen sind seltener zu empfehlen. Sie sollen mehr eine Art Feiertagskost sein, denn zu häufig gebraucht, verwirren sie leicht und erwecken falsche Vorstellungen. Ganz zu verwerfen sind die Gespenstergeschichten, für welche freilich meist das größte Interesse vorhanden ist.

Für unsere Kinder sei uns das Beste gerade gut genug. Schlicht, einfach sei alles, was wir im Gewand der Dichtung reichen, klar und verständlich, nicht wie die sinnverwirrende Pracht der Fauberblüthen, sondern wie die Schönheit lieblicher Blumen aus dem Hausgärtchen. Was die Mutter in früherer Zeit erzählte, bleibt oft dem Manne Schutz und Schild in des Lebens Versuchungen.

Beim Eintritt des kühleren Wetters, welches ja leider unter Jung und Alt so viele Erkältungen verursacht, insbesondere an den trügerischen, sonnigen Tagen, wo man sich noch so gern der sommerlichen, leichten Kleidung bedient, möchte ich den geehrten Leserinnen ein gutes, wirksames Hustenmittel empfehlen. Es ist so einer der bewährten Thees unserer Großmütter, der freilich nicht gut schmeckt, und manches Kindermüddchen wird sich wohl verächtlich nach allen Richtungen zucken! Schade! nichts, verdrückt nur den Großmutter's Thee. Zu einem Pint Wasser drei Theelöffel voll Salmiakpulver, und für 2 Cent Latrige. Alles zusammen schnell aufkochen lassen, durch ein Theefilter gießen und an einer Ecke des Küchenschiffers stehen lassen, so daß alle Stunden ein voller Schöpfel davon genommen werden kann und vor dem Schlafengehen eine halbe Tasse.